

Catherine
ALLIOTT

*Das Chaos
hat einen
Namen:*

**POLLY
McLAREN**

Band 1



Weltbild

Hübsch, chaotisch und hoffnungslos romantisch – das ist Polly McLaren. Sie hat Probleme mit ihrem Freund, Ärger mit ihrem Chef und Meinungsverschiedenheiten mit ihren Freundinnen, die normalerweise mit ihr durch dick und dünn gehen. Eines Tages wird Polly auf dem Weg zur Arbeit von einem Amerikaner angesprochen, der sie bittet, ihm bei der Suche nach seiner Verlobten zu helfen. Polly lässt sich darauf ein – und noch ehe sie sich versieht, steckt sie bis über beide Ohrringe im größten Schlamassel ...

Catherine Alliott

Das Chaos hat einen Namen: Polly McLaren

Roman

Aus dem Englischen von Katrine von Hutten

Weltbild

Catherine Alliott ist in Hertfordshire, England geboren und aufgewachsen. Nach ihrem Studium an der Warwick University ist sie nach London gezogen, dort arbeitete sie als Werbetexterin. Heute lebt sie mit Mann und ihren 3 Kindern wieder in Hertfordshire.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Old-Girl Network.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1994 by Catherine Alliott

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1994 by Bastei Lübbe AG, Köln

Übersetzung: Katrine von Hutten

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-192-0

Für George

1. Kapitel

Ich setzte mich und musterte mit geschultem Auge die zehn Leute, die mir gegenüber saßen. Auf den ersten Blick sah ich, dass es kein guter Tag war. Genau genommen war es ein außerordentlich schlechter Tag. Sechs Frauen und nur vier Männer; und als ob das nicht schon schlimm genug gewesen wäre, sahen alle Männer so aus, als hätten sie einen schweren Autounfall nur ganz knapp überlebt. Nicht gerade eine vielversprechende Auswahl und ich musste mit einem von ihnen ins Bett. Verdammt.

Ich lehnte mich zurück und schaute mir die vier Kandidaten mit meinen kurzsichtigen Augen genau an: zu fett, zu jung, zu chinesisch und zu rothaarig. Typisch. Wo war zu gut aussehend, den ich doch am meisten brauchte? Aber es brachte nichts, sich darüber aufzuregen, dass der Märchenprinz nicht dabei war; Spielregeln waren Spielregeln und einer dieser glücklichen Typen würde bald noch glücklicher werden. Ich biss die Zähne zusammen und nahm mir jeden einzeln vor, suchte nach verborgenen Qualitäten. Ich würde ziemlich tief graben müssen.

Nummer eins war ein feister Fiesling in der Verkleidung eines Geschäftsmannes. Die Knöpfe an seinem blauen Nylonhemd leisteten unter dem ständigen Druck seiner verfetteten Brust beinharte Arbeit und der Hosenbund war nicht zu sehen, weil sein dicker Bauch darüberhing. Wie hübsch. Doch damit nicht genug, er war auch noch kahl. Hinter dem linken Ohr hatte er sich eine lange Strähne wachsen lassen und sie sorgfältig über die Glatze gekämmt, aber darauf fiel niemand herein. Ich ahnte, dass eine Geschichte mit ihm bald in die Hose gehen würde, ließ ihn fallen und wandte mich Nummer zwei zu.

Ich unterdrückte einen Schauer. Dieser unreife Typ schlug sich noch mit etwas herum, was ich schon lange abgehakt hatte, und ich hatte keine Lust, mich noch einmal damit zu beschäftigen. Pubertät. Als ich sein mit Aknepusteln übersätes Gesicht mit kühlem Blick fixierte, verzog er den Mund zu einem anzüglichen Grinsen. Er warf mir einen herausfordernden Blick zu und kratzte sich mit der Hand am Reißverschluss seiner Jeans. Du liebe Zeit, allein die Vorstellung!

Angewidert schüttelte ich den Kopf. So eine Frechheit.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit Nummer drei zu. Oh. Also das war ein Fall für sich. Wissen Sie, ich habe nichts gegen chinesische Männer per se; der Chinese in dem kleinen Lokal bei mir um die Ecke hätte gar nicht netter sein können, es ist eben nur so, dass – na ja, alles in allem ziehe ich einfach englische Männer vor. Ich bin ziemlich sicher, dass Chinesen wunderbare Liebhaber sind, aber, wie ich schon sagte, mir persönlich ist jemand lieber, der von nicht ganz so weit herkommt, jemand wie – wie Harry, zum Beispiel.

Einen glücklichen Augenblick lang dachte ich sehnsüchtig an den göttlichen Harry Lloyd-Roberts. Ach ja, mit seinem wirren blonden Haar, seinem gebräunten, lächelnden Gesicht, den leuchtend blauen Augen, den schlanken, langen Beinen, den breiten Schultern, dem ... Ich riss mich zusammen. Konzentrier dich, Polly, Harry steht heute Morgen nicht auf der Speisekarte, dafür aber dieser orientalische Gentleman, und du kannst jetzt nicht einfach behaupten, dass du mehr Appetit auf waschechte Engländer hast, und dich damit aus der Affäre ziehen.

Also nahm ich ihn widerwillig noch mal unter die Lupe und bemerkte mit großer Freude, dass er ausgesprochen merkwürdige Zähne hatte. Dankbar betrachtete ich dieses ungewöhnliche Gebiss. Tut mir leid, aber bei mir müssen Zähne absolut regelmäßig sein; regelmäßig gewachsen und sehr weiß, da bestehe ich drauf. Nein, ich bin wirklich kein Rassist, ich bin einfach – ja, ich bin ein kleiner Zahnist, genau das!

Ich verwarf ihn also und stellte schweren Herzens fest, dass ich nur noch einen Kandidaten hatte, und ich merkte plötzlich zu meinem Entsetzen, dass rote Haare für mich fast genauso unerträglich waren wie schiefe Zähne. Ich betrachtete den rotschopfigen Gentleman und seufzte. Aber nicht tief. Denn ich sagte mir: Moment mal, Polly McLaren, nicht so schnell. Bei näherer Betrachtung war dieser hier gar nicht so übel. Rothaarig natürlich, aber nicht karottenrot oder so widerlich rot wie Kapuzinerkresse, eher – na ja, eher ein herbstliches Rostrot. Machte ich mir was vor oder waren seine Gesichtszüge auffallend ebenmäßig? Und hatte sein Gesicht nicht eine angenehme Bräune? Und hatten wir hier nicht ganz besonders leuchtend blaue Augen? Die hatten wir! Noch

dazu mit schönen Lachfältchen rechts und links. Das reichte eigentlich, ich stehe nämlich auf Lachfältchen, aber vernünftigerweise besah ich mir auch noch schnell den Rest, bevor ich zugriff. Breite Schultern, lange Beine, keine Spur von Bauch. Gut.

Er trug ein hellblaues Hemd von Brooks-Brothers, darüber eine teure marineblaue Jacke, einen Ledergürtel von guter Qualität und eine schwere Baumwollhose – nicht zu sackig, nicht zu eng – und, was noch wichtiger war (und wie dumm von mir, dass ich es nicht gleich gesehen hatte), am kleinen Finger seiner linken Hand blitzte ein Siegelring. Erleichtert lehnte ich mich in meinem Sitz zurück. Ich hatte einen Fang gemacht.

Es gab keinen echten Rivalen, aber ich musterte die anderen noch einmal kurz, nur um sicherzugehen, dass es fair zugegangen war. Zu chinesisch und zu jung waren nie aus den Startlöchern rausgekommen, zu fett war ganz eindeutig zu glatzköpfig; es muss einfach mal gesagt werden, dass ein Mädchen etwas braucht, wo es mit den Fingern durchfahren kann, selbst wenn's was Rotes ist, deshalb war und blieb es der Rothaarige – netterweise ließ ich das »zu« unter den Tisch fallen. Es war ein einfaches Rennen für ihn gewesen, er hatte gewonnen, weil die anderen zu wenig Haar, zu viele Hormone und zu schiefe Zähne hatten. Was für ein Glückspilz!

Froh über das »Happy End« stand ich auf. Ich freute mich buchstäblich so, dass ich etwas Unverzeihliches tat. Ich lächelte dem Sieger zu. Das Lächeln entschlüpfte mir, bevor ich es zurückhalten oder wenigstens böseartig schief verzerren konnte. Es war da, hieß ihn strahlend willkommen und meine Zähne blitzten wie Leuchtfeuer. Der Rotschopf blickte überrascht auf und erwiderte mein Lächeln und wie erwartet rahmten die schönsten Lachfältchen seine blauen Augen ein.

Ich war ganz entsetzt über mich, wickelte mir den Schal um den Hals und lief zur Tür, gerade als – Gott sei Dank – die U-Bahn in die South-Kensington-Station einfuhr. Unangenehmerweise klemmte die Tür einen Moment, aber kurz darauf raste ich – na ja, ging schnell – zur Rolltreppe. Wie grauenhaft. Er musste ja glauben, dass ich ihn wirklich abgeschätzt, sogar versucht hatte ihn anzumachen. Als ich mich in das idiotisch langsame Gestapfe zum Ausgang hin einreichte, schaute ich mich

um, sah mich aber glücklicherweise von keinem hoffnungsvollen roten Lockenkopf verfolgt.

Du hast Glück gehabt mit deiner Flucht, Polly, sagte ich mir streng; tu so was nie wieder, um Gottes willen – wer weiß, in was für Schwierigkeiten du dich bringen könntest! Schlimm genug, dass du sie jeden Morgen so anstarrst, ohne sie wenigstens auch nur ein bisschen anzumachen.

Ich grinste etwas dümmlich, als ich daran dachte, wie ich mir auf dem Weg zur Arbeit die Zeit vertrieb. Es war ein harmloses Vergnügen, aber in letzter Zeit wurde es immer deprimierender. Zum Beispiel gestern. Es schüttelte mich, wenn ich daran dachte. Gestern hatte ich mich durch eine noch nie erlebte Überzahl von Frauen dazu gezwungen gesehen, zu einem Achtzigjährigen mit wackelndem Unterkiefer und Bläschen auf der Unterlippe in die Kiste zu steigen. Einen Augenblick lang hätte ich zur Lesbierin werden können, aber nein, ich blieb bei meinen Spielregeln. Schließlich war es mein eigenes Spiel und ich konnte mich doch nicht selbst betrügen, oder?

Während ich meinen Platz in der sich drängelnden Menschenmenge an der Rolltreppe behauptete, entdeckte ich den anzüglich grinsenden »zu Jungen« vor mir in der Schlange. Oje, er schien die Regeln wirklich nicht zu kennen. Er schob sich vorwärts und blieb dann unverzeihlicherweise wie angewurzelt auf der linken Seite der Rolltreppe stehen, die, wie jeder städtische Verkehrsteilnehmer weiß, für eilige Leute freigehalten wird. Es war mir eine Genugtuung, als er von ein paar wütenden Leuten auf die rechte Seite geschubst wurde. »Man steht rechts«, murmelte jemand tadelnd – murmelte, verstehen Sie, denn niemand, der regelmäßig die U-Bahn benutzt, wäre so plump vertraulich geworden, mit jemand anderem zu sprechen. Ich starrte den Jungen im Vorübergehen zornig an und trug damit wie alle anderen zu seiner ritualisierten Demütigung bei. Zu meiner Überraschung hatte er die Stirn, mich wieder anzüglich anzugrinsen.

Na ja, dachte ich, als ich die Rolltreppe weiter hinaufstapfte, es ist immer schön, angegafft zu werden; selbst von einem pickeligen Vierzehnjährigen. Ich muss heute ja verdammt gut aussehen.

Wir kamen oben an und ich streckte mich, um mich kurz im Spiegel

am Fotoautomaten zu begutachten, in den jeder reinguckt, obwohl er so tut, als ob ihm nichts fernläge. Oje, dachte ich, als ich mich eine Zehntelsekunde lang sah, der muss ja völlig verzweifelt sein. Unmögliche Frisur, unmögliches Make-up (zu hastig geschminkt) und eine noch unmöglichere Jacke, gespickt mit Hundehaaren. Lotties Schuld, weil sie sich einen verdammten Yorkshire Terrier gekauft hatte. Ich klopfte mich ab und verwünschte meine impulsive Mitbewohnerin. Wenigstens war alles nur oberflächlich. Das Haar konnte gewaschen, die Jacke gewechselt und das Make-up vorsichtig und rechtzeitig für das abendliche Treffen mit dem göttlichen Harry erneuert werden. Bitte, lieber Gott, mach, dass es zu einem Treffen kommt! Bitte, lieber Gott, mach, dass er mich anruft und etwas mit mir unternimmt!

Ich erlaubte mir für einen Moment den Luxus, mir vorzustellen, wie wonnig es sein würde, mit Mr Harry Lloyd-Roberts auszugehen, der so hinreißend war, dass es einen glatt umwarf. Mein Herz schlug wie verrückt, wie immer, wenn ich an ihn dachte, aber nach dem ersten Begeisterungssturm rutschte es gleich ein bisschen tiefer. Ich seufzte. Wenn er nur nicht so schwer zu fassen wäre! Wenn nur nicht jede Verabredung mit ihm eine solche Riesensache mit Trompetenstoß und rotem Teppich wäre, weil sie so selten stattfand. Wenn nur – also ganz ruhig, Polly. Und da ist noch etwas, dachte ich bitter, als ich mich zur Fahrkartensperre durchkämpfte, es kostet alles so viel Zeit. Ich wollte wirklich nicht zu den Frauen gehören, die nichts anderes als Männer im Kopf haben, aber bis dieser Kerl nicht mit Haut und Haar mir gehörte, würde ich mich auf absolut nichts anderes konzentrieren können. Es verstand sich von selbst, dass ich, wenn er erst einmal so auf mich abgefahren wäre wie ich auf ihn, viel mehr Zeit haben würde, um an – na ja, Sie wissen schon – Shakespeare, Kunst, hungernde Waisen und Ähnliches zu denken. Doch bis zu diesem wunderbaren Tag hatte ich einfach keine Zeit dafür.

Als ich mich der Sperre näherte, wühlte ich in meiner Tasche nach etwas Kleingeld. Der kleine Beamte, der einem den Fahrschein abnahm, streckte die Hand schon mit der Innenfläche nach oben aus. Wir hatten stillschweigend eine Übereinkunft getroffen. Er wusste, dass ich ein faules Stück war, das es nicht fertigbrachte, an der richtigen Station

einen Fahrschein zu kaufen; er wiederum war ein diebischer Zeitgenosse, der mein Kleingeld gerne in die eigene Tasche steckte. Wir lächelten uns freundlich zu, beide glücklich über das praktische Arrangement, und die Londoner Verkehrsgesellschaft hatte keinen blassen Schimmer davon.

Als ich die paar Stufen zur Straße hinaufstieg, hatte ich das Gefühl, in eine Persil-Reklame hineinzugeraten. South Kensington glänzte im Sonnenlicht in leuchtenden, fröhlichen Farben. Hohe weiße Häuser reckten sich in den blauen Himmel und die kleinen Grünflächen zu ihren Füßen spielten Gastgeber für die allerersten Frühlingsboten – Schneeglöckchen, Krokusse und ein paar einzelne Osterglocken. Es war ein wunderschöner Tag und meine Laune stieg.

Sie stieg sogar noch mehr, als ich um die Ecke bog und in die Cresswell Gardens kam, denn hier hatte ich Harry kennengelernt und darüber freute ich mich immer wieder. Nummer vierundzwanzig, um genau zu sein – ja, das war das Haus. Ich blieb stehen und gab mich kurz nostalgischen Gefühlen hin.

Ich kann ehrlich behaupten, dass ich an jenem Abend verdammt sexy aussah und sehr verführerisch in dem schwarzen Kleid, das sich an jede meiner Kurven schmiegte – und davon hab ich ein paar; manche finden sogar, dass es zu viele sind –, und mit den blitzenden Butler-and-Wilson-Klunkern an den Ohren und um den Hals. Ich hatte mir frische Strähnen in meine wellige blonde Mähne machen lassen und war noch braun gebrannt ... Ich hatte wirklich nicht schlecht ausgesehen.

Es war bei einer Cocktailparty anlässlich eines Geburtstags gewesen, aber bis zum heutigen Tag kann ich mich nicht daran erinnern, eingeladen gewesen zu sein, obwohl ich noch weiß, wie überrascht die Gastgeberin mich ansah, als ich sie herzlich auf beide Wangen küsste. Ich war ganz offensichtlich hereingeplatzt, vielleicht mit Lottie, die ja alle Welt kennt. Es war eine kleine Einladung mit ausgewählten Gästen und die Party fand im Wohnzimmer dieses edlen Hauses statt. Es war vollgestopft mit alten Ölgemälden, geschmackvollen Antiquitäten und anderen teuren und extrem zerbrechlichen Familienerbstücken; die ganze Atmosphäre war so vornehm, dass auch die Gäste nur flüsternd miteinander sprachen. Die Leute standen stocksteif in kleinen Gruppen

da, statt umherzugehen und sich mit anderen zu unterhalten, und es kam mir so vor, als würden sich im nächsten Moment alle in Stein verwandeln und Teil der kostbaren Einrichtung werden.

Als der Abend sich quälend in die Länge zog, kam der Gastgeberin glücklicherweise eine gute Idee. Sie goss eilig eine Zweiliterflasche Brandy in den langweiligen Punsch. Ein Mädchen, das große Ähnlichkeit mit einem Pferd hatte, sagte zu mir, sie habe noch nie etwas so Dummes gesehen. Ich aber fand es ausgesprochen erfreulich. Innerhalb von zwanzig Minuten kam die Party endlich in Schwung und ich kratzte meinen frisch angetrunkenen Mut zusammen und quatschte den attraktivsten Mann im Raum an.

Er stand am Fenster, hatte eine alte beigefarbene Cordhose, ein blaues Hemd und einen leuchtend roten Skipullover an. Ein paar störrische Strähnen seines blonden Haarschopfs fielen ihm immer wieder in die Augen – die blauesten, die ich jemals gesehen hatte. Er war fast zu schön, um wahr zu sein. In aller Seelenruhe knabberte er Pistazien und blickte aus dem Fenster auf die Straße. Er tat so, als habe er keine Ahnung, wie himmlisch gut er aussah und welchen Aufruhr er auslöste.

Nicht weniger als drei betörende Schönheiten schlichen um ihn herum, warfen meterweise seidiges Haar nach hinten und zogen ihre Röcke entweder rauf oder runter, je nachdem ob sie schöne oder weniger schöne Beine hatten. Ich entschloss mich, diese Formalitäten zu übergehen und mich gleich auf ihn zu stürzen. Ermutigt von etwas zu viel Alkohol und meinem scharfen Kleidchen atmete ich tief durch und trat auf ihn zu.

Irgendwie schaffte ich es – und weiß bis heute noch nicht, wie –, ihn für den Rest des Abends mit meiner witzigen Schlagfertigkeit zu fesseln und gleichzeitig die Konkurrenz kaltzustellen. Die um ihn herumwandernden Gierhälse merkten allmählich, dass ich gesiegt hatte, und drehten ab, um ihre Egos anderweitig zu befriedigen. Eine Stunde später saß ich ihm gegenüber in einem Restaurant irgendwo in der Fulham Road. Bevor man auch nur sagen konnte, gehn wir zu dir oder zu mir, waren wir bei ihm, tranken Remy Martin und sanken aufs Bett – und das Weitere gehört, wie man so sagt, der Geschichte an. Leider hatte ich inzwischen das deutliche Gefühl, dass ich, wenn ich meinen

Witz und meine Vitalität nicht beibehalten konnte, auch bald der Geschichte angehören würde. Unglücklich biss ich mir auf die Unterlippe. Warum war Liebe nur eine so verdammt mühsame Sache? Vielleicht sollte ich ein paarmal ins Sonnenstudio gehen.

Ich bog in die Egerton Street ein, wo die Häuser noch größer, noch weißer und noch schöner sind. Hier legte ich auf dem Weg zur Arbeit eine zweite Pause ein, genau – hier. Vor dem größten und weißesten Haus blieb ich stehen und schaute es mir an, denn hier würden Harry und ich wohnen, wenn wir erst einmal verheiratet waren. Für mich war es schon seit Ewigkeiten das absolut perfekte Haus. Ich konnte fast hören, wie ich mit meinen Manolo-Blahnik-Absätzen über die auf Hochglanz polierten Holzböden klapperte und nach meinen wunderschönen schlafenden blonden Kindern schaute, bevor ich in dem riesigen Spiegel in der Eingangshalle mein Chanel-Kostüm überprüfte und dann mit meinem Ehemann zum Dinner oder ins Theater ging – oder zum Dinner und ins Theater.

Bevor ich das Haus verließ, würde ich meiner schwedischen Kinderfrau noch ein paar Instruktionen geben ... Habe ich schwedisch gesagt? Großer Gott, nein, ich meine rumänisch oder, besser noch – mongolisch. Oder waren es die Mongolinnen, die diese attraktiven hohen Wangenknochen hatten? Ich war ziemlich durcheinander. Na ja, dann hätten wir eben keine Kinderfrau. Babysitter waren genauso gut und viel billiger. Aber jünger. Ich seufzte. Die Sache würde nicht leicht werden, wenn Harry sogar in meinen eigenen Fantasien unfähig war, seine Hände bei sich zu behalten.

Mit diesem Problem im Kopf ging ich die Treppe zu meiner Firma rauf, Penhalligan and Waters, Nummer dreiunddreißig. Ich klingelte Sturm, als ob ich schon lange vor dem Haus gestanden hätte und überhaupt nicht spät dran wäre.

»Ich bin's!«, schrie ich in die Quäkbox hinein und die Tür sprang auf.

Der Einzige, der mich jetzt noch aufhalten würde, war Bob. Nervös schaute ich mich in der marmorverkleideten Eingangshalle um. Bob war ein großer schwarzer Labrador, der Maurice gehörte, dem alten, mürrischen Portier, der Besuchern und Kunden den Weg in die verschiedenen Büros des Gebäudes zeigt. Man sagt, dass ein Hund

immer seinem Besitzer ähnlich sieht, aber diese beiden hätten wirklich nicht verschiedener sein können.

Maurice stammte aus Yorkshire; er war mürrisch, schlecht drauf, grauhaarig und jenseits von Gut und Böse. Bob hingegen war gut erzogen, verspielt, freundlich, hellwach und hatte eine Bombenkondition. Er begrüßte die meisten Leute begeistert und voller Zuneigung, was ganz in Ordnung war, solange er saubere Pfoten hatte und man nichts Weißes trug; aber ich hatte eine Sonderstellung bei ihm. Bob betete mich an. Genauer gesagt: Bob war heiß auf mich. Wenn er mich sah, bellte er vor Freude. Ein paar Sekunden später lagen seine Pfoten auf meinen Schultern und er leckte mir das Make-up vom Gesicht. Wenn ich versuchte, ihn zurückzustoßen, glaubte er, das gehöre zum Vorspiel. Er streckte mir die Schnauze zwischen die Beine und jaulte vor Vergnügen. Und das war alles andere als lustig, weil Bob ein Riesenhund war. Da stand ich an die Regency-Treppe oder den gregorianischen Tisch gedrückt und bettelte, dass er mich freigeben solle.

»Es sieht ganz so aus, als ob er spielen will«, sagte Maurice aus der Sicherheit seiner Portierloge heraus.

»Ja – ja, kann man wohl sagen«, keuchte ich, als Bob mir noch einmal seinen großen schwarzen Kopf sehr schmerzhaft zwischen die Beine stieß. »Au! Hau ab, Bob! Maurice, ich bin heute ein klein bisschen spät dran, könnten Sie – rufen Sie ihn bitte zurück! Ah!«

»Na, so was«, murrte Maurice leicht verletzt. »Er ist doch nur freundlich, viel netter als diese aggressiven Rottweiler, oder?«

»Ja, absolut, viel, viel netter«, stieß ich hervor und nickte wie eine Wahnsinnige. »Ich muss halt nur – na ja, Sie wissen schon, ich muss zur Arbeit und bin spät dran ...«

»Hierher, Bob«, knurrte Maurice mislaunig und schüttelte den Kopf. »Sie will deine Aufmerksamkeiten nicht haben. Spar sie dir für jemanden auf, der sie zu schätzen weiß.«

Zum Glück folgte Bob seinem Herrn aufs Wort – vielleicht hatte er so große Angst vor ihm wie wir alle –, er ließ sofort von mir ab und legte sich in seinen Korb. Ich murmelte ein Dankeschön und rannte dann die Treppe hinauf. Dabei wedelte ich erfolglos mit meinem Rock, um den

scheußlichen nassen Fleck trocken zu kriegen, den Bobs Geifer zurückgelassen hatte.

Heute Morgen war der liebste Bob Gott sei Dank nicht zu sehen. Maurice schien in seiner Loge zu schlafen, ich schlich auf Zehenspitzen vorbei und hoffte, dass Bob neben ihm in seinem Korb im Tiefschlaf lag oder, noch besser, mit einer schweren Hundegrippe zu Hause geblieben war.

Ich schaute auf die Uhr und sprang, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. Meine Güte! Mir war nicht klar gewesen, dass es schon so spät war. Ich lief einen der vielen Korridore in dem vornehmen, alten Haus entlang, in dem einst unzählige Ölgemälde und Familienportraits gehangen hatten. Jetzt beherbergte der zweite Stock eine Werbeagentur und an den Wänden hingen Fotos von Katzenfutter und Tampaxwerbung. Ich raste am Empfang vorbei, rief Josie »Morgen« zu, stieß dann völlig außer Atem mit der Schulter die nächste Tür auf und fiel in der Kaschemme, die ich mit Pippa teilte, auf meinen Stuhl.

Selbst für meine Verhältnisse herrschte hier eine irre Unordnung. Es war ein kleines Büro mit zwei riesigen Schreibtischen, die fast völlig unter Magazinen, Zeitungen, Drehbüchern für Fernsehspots, Vorführbändern, Synchronisationskassetten und einem oder zwei von diesen blöden Schreibcomputern verschwanden. Die Wände waren mit Polaroidfotos gespickt, die die Entwicklung einer ausschweifenden Party im Büro dokumentierten – eine wahrhaft bunte Collage aus Zungen, idiotischen Hüten, nackten Hintern, Gin-Flaschen und Hosenträgern. Auf dem Fensterbrett, dem Aktenschrank und jeder anderen leeren Fläche standen extrem fleißige Lieschen und ihre Nachkommen; Ableger von Ablegern von Ablegern hatten riesige Dimensionen angenommen. Auf dem Boden lagen noch mehr Magazine; gestapelt, gebündelt oder einfach in unordentlichen Haufen. Und mitten in diesem Chaos hing eine junge Frau in einem blauen Mantel wie ein armseliges Häufchen über ihrem Schreibtisch.

Pippa war offensichtlich an ihrer Schreibmaschine gestorben. Sie saß da, den Kopf auf die Arme gebettet und presste das Gesicht auf die Schreibunterlage. Sie war eines von diesen Mädchen, die an einem Tag

unglaublich attraktiv und am nächsten geradezu lächerlich hässlich aussehen konnten. Heute war ganz offensichtlich der nächste Tag. Ihr unersättlicher Appetit auf Nachtclubs, lange Nächte, Gin Tonics und Männer – nicht unbedingt in dieser Reihenfolge – zeigte sich in den Auswirkungen stets am nächsten Morgen. Meine beste Freundin, Seelenverwandte und Leidensgefährtin bei Penhalligan and Waters, hob ihr blassgrünes Gesicht von der Schreibunterlage und sah mich mit stark geröteten Augen an. »Sprich mich nicht an«, flüsterte sie.

»Kakao und Schinkensandwich?«, fragte ich mitfühlend.

»Ja, bitte, wenn du gehst.«

Zu mehr war sie nicht in der Lage. Ihr Kopf fiel wie ein Stein zurück auf den Schreibtisch. Ich schmiss meine Handtasche hin und schob ein paar Papiere auf meinem Schreibtisch herum, damit es so aussah, als sei ich schon seit Stunden hier.

»Wenn Nick von seinem Meeting zurückkommt, sag ihm, dass ich schon ewig hier bin und nur kurz auf die Bank musste!«, befahl ich.

Pippa stöhnte zustimmend und ich galoppierte die Treppe hinunter und entrann durch den Hintereingang, wo ich nicht an Maurice und Bob vorbeimusste.

Ich tauschte die üblichen Schmeicheleien mit den freundlichen Italienern in der Sandwich-Bar aus und raste, ihr Arrividerci bella! noch im Ohr, zurück zu der Patientin, in der Hand das Sandwich gegen ihren Kater.

Als ich es auf ihren Schreibtisch legte, fand ich, dass sie schon besser aussah, aber nicht viel. Sie hatte noch immer ihren marineblauen Wintermantel an, obwohl es ein warmer Frühlingstag war, aber ihr Kopf lag nicht mehr auf dem Schreibtisch und sie tat wenigstens etwas. Sie rauchte ihre erste, zweite, dritte – vierte Zigarette an diesem Morgen, dem Inhalt des Aschenbechers nach zu schließen. Auch wenn man an Pippa eine Stirnlappen-Leukotomie vornehmen müsste, fände sie immer noch Zeit, sich einen Glimmstängel anzuzünden.

»War er es wenigstens wert?«, fragte ich selbstgefällig von meiner erschreckend gesunden Position am Schreibtisch gegenüber aus.

»Oh, ganz bestimmt«, flüsterte Pippa, nestelte an dem Verschluss der Kakaotüte herum und schluckte schweigend die Tatsache, dass ich so

frisch wie der junge Morgen aussah. Aber das hatte ich mir auch durch einen tödlich langweiligen Abend vor dem Fernseher erarbeitet und nur zwei Schokoladenorangen und eine Schachtel Konfekt hatten mich trösten können. Ich hatte auf Lotties Hund aufgepasst, während auch sie am Leben auf der Überholspur teilgenommen hatte. Pippa und Lottie besuchten mehr Nachtclubs und Partys, als ich heiße Dates hatte. Wozu hatte ich eigentlich einen Freund, wenn ich nie mit ihm ausging?

Letztere Überlegung äußerte ich vor Pippa jedoch nicht, da ich ihre zynischen Bemerkungen in Bezug auf Harry schon zur Genüge kannte.

»Und du?« Es war eine große Anstrengung für Pippa, aber sie schaffte es, die beiden kurzen Silben auszusprechen. Die Frage: »Was hast du gestern Abend gemacht?« gehörte zu unserem unumstößlichen Morgenritual, ganz egal, wie gut oder schlecht es uns ging.

»Ach, weißt du, ich bin zu Hause geblieben. War zur Abwechslung mal ganz schön«, log ich. Ich hoffte, dass sie nicht fragen würde: Mit Harry? Aber sie machte den Mund auf und ich warf hastig ein: »Nein, nicht mit Harry. Ihm ist was dazwischengekommen.«

Pippa seufzte. »Sein Dinner?«

»Wie meinst du das?«, hakte ich schnell nach, weil ich spürte, dass sie wichtige Informationen besaß.

»Er war im selben Restaurant wie ich, total blau.« Es fiel ihr immer noch schwer zu sprechen, aber unser Ehrencodex gebot uns, schreckliche Neuigkeiten so schnell wie möglich mitzuteilen. Ich fröstelte, während ich darauf wartete, dass die Bombe platzte.

»Nein, keine Angst, er war nicht mit einer Frau dort, sondern mit einem Haufen reicher Pinkel, die einen draufgemacht haben.«

Ich atmete erleichtert auf, es war also kein tête-à-tête bei Kerzenlicht gewesen. Aber warum hatte er mich nicht mitgenommen? Ich liebe Restaurants und reiche Pinkel stören mich nicht weiter. Und ich liebe Partys. Ich befragte Pippa nun gnadenlos, nahm keinerlei Rücksicht auf ihren Kater, aber entweder wusste sie nicht viel oder sie war sehr nett. Ihre Antworten klangen jedenfalls verdächtig diplomatisch.

»... ungefähr zehn, fast nur Männer.«

»... nein, er hat mich nicht gesehen.«

»... äh, ein blondes Mädchen auf einer Seite und ein Mann auf der

anderen.«

»... nein, nicht sehr hübsch, eher mausgrau als blond.«

»... ach, irgend so einen blauen Fummel, sah nicht gerade nach Modellkleid aus.«

»... nein, nicht mit dem Mädchen, allein – Polly, bitte drangsalier mich nicht mehr. Du weißt, dass er nichts für dich ist, was soll ich dir noch alles erzählen?«

Ihr Kopf fiel wieder auf den Schreibtisch. Die Fragestunde war vorbei. Ich seufzte und zündete mir eine für meine Verhältnisse sehr frühe Zigarette an. Sie hatte recht, er war nichts für mich. Er ging oft aus, aber nie mit mir. Ich entschloss mich zum millionsten Mal, unsere sogenannte Beziehung beim nächsten Wiedersehen zu beenden. Ganz bestimmt. Ja, definitiv. Gleich nächstes Mal. Er war es einfach nicht wert. Nach diesem nicht ganz ehrlichen Entschluss fühlte ich mich besser und hatte sogar Lust auf mein Eiersandwich und die Daily Mail.

Nick, mein Boss, genau gesagt, der Boss, hatte immer noch ein Meeting mit einem Kunden und wenn Nick nicht da war, dann war in der Agentur schon mal gar nichts los. Wir lungerten an unseren Schreibtischen, auf den Sofas und – nach einem schweren Lunch – auf dem Boden herum. Wir verteilten uns dekorativ um die Rezeption und sahen fern, erzählten uns schmutzige Witze, führten Ferngespräche nach Australien, tranken die Flaschen leer, die »ausschließlich bei Besprechungen mit wichtigen Kunden« geöffnet werden sollten, und benahmen uns im Großen und Ganzen so wie alle Mitarbeiter in jeder ganz normalen Werbeagentur. Wenn Nick da war, machten wir genau dasselbe, passten aber auf, dass er nichts merkte.

Was mich zum nächsten wunden Punkt bringt. Zum nächsten heiklen Thema auf der langen Liste meiner Enttäuschungen. Zu Nick Penhalligan.

Als ich vor sechs Monaten aus der arbeitsreichen und unterbezahlten Welt des Verlagswesens in die schillernde und mondäne Welt der Werbebranche wechselte, hatte ich sehr genaue Vorstellungen davon, wie mein Leben bei Penhalligan and Waters sein würde. Okay, es war eine kleine Agentur, nur fünfzehn Leute, aber kleine Agenturen machten bekanntermaßen großen Spaß. Ich würde auch für den

Besitzer der Agentur arbeiten, wovon ich mir jede Menge Action versprach. Ich träumte davon, der unersetzliche weibliche Freitag eines durch und durch verrückten Werbefritzen zu sein, der von irren und impulsiven Ideen nur so übersprudelte; der zum Beispiel sagte: »Machen wir den Laden heute mal dicht und schauen wir mal, ob uns im Vintage um die Ecke nichts Geniales einfällt.« Ich stellte mir einen elegant angezogenen Mann mit einer extravaganten roten Brille und einer großen Fliege vor, der in einer kreativen Traumwelt lebte und ein vernünftiges, zuverlässiges Mädchen an seiner Seite brauchte, die ihn durch seinen hektischen Tag geleitete.

Ich freute mich auf ausgedehnte Mittagessen mit viel Alkohol in schummrigen Restaurants in Soho, wo er sich mir anvertrauen und mir brühwarm seine Eheprobleme aufischen würde, und hinterher würden wir ein Taxi nehmen und losrasen, um einen Werbespot zu drehen. Wenn wir ins Studio stürmten, würde die Crew sich zuflüstern: »Das ist Nick Penhalligan, er ist absolut brilliant, aber natürlich kann er keinen Schritt ohne Polly tun, sie ist seine rechte Hand; ohne sie wäre er völlig verloren.« Um das zu demonstrieren, würde Nick entdecken, dass er das Skript für den Werbespot verloren hatte, und würde wie ein Verrückter seine Aktentasche durchwühlen.

»Es ist nicht da!«, würde er ausrufen. »Aber ich bin sicher, dass ich es reingetan habe!«

In das betretene Schweigen hinein würde ich lächelnd meine Handtasche öffnen und ein Manuskript herausnehmen.

»Alles in Ordnung, Nick«, würde ich beschwichtigend sagen, »ich habe eine Kopie mitgenommen.«

Alle würden erleichtert aufseufzen und so was Ähnliches sagen wie: »Herrje, ein Glück, dass es Polly gibt!« Und ich würde den Rest des Nachmittags damit verbringen, mit dem Regisseur zu plaudern, mit dem Produzenten und Nigel Havers, der die Hauptrolle in unserem Werbespot spielte. Und dann würde mein dankbarer Boss mich in die Zanzibar mitnehmen, wo er mir ein paar große Gin Tonics aufdrängen würde. Wie man sieht, habe ich die Realität voll im Griff.

Es stellte sich bald heraus, dass der echte Nick Penhalligan etwa so verrückt war wie ein Hängeregister, und das aufregendste Erlebnis mit

ihm war bisher, dass er mich um ein Haar am ersten Arbeitstag gefeuert hätte. Ich hatte mich so angezogen, wie in meiner Vorstellung die Werbefritzen herumliefen: kurzer Lederminirock, weißes Katherine-Hamnett-T-Shirt mit einem Anti-Establishment-Spruch quer über der Brust, schwarze Motorradjacke, Doc-Marten-Schuhe und wahnsinnig ausgefallene, baumelnde weiße Ohrringe, von denen mir Pippa später sagte, sie habe sie erst für Tampons gehalten. Also meiner Meinung nach todschick und richtig trendy.

Pippa riss die Augen auf, als sie mich an der Rezeption in ihrer puffärmeligen marineblauen Bluse, einem Rock mit Liberty-Aufdruck und einem Samtband im Haar abholte. Sie schaute das, was ich für einen Rock hielt, ungläubig an und murmelte etwas Zusammenhangloses wie »Scheiße«, bevor sie mich in Nicks Büro brachte.

Nick erkannte mich nicht. Das war nicht weiter überraschend, weil das Mädchen, mit dem er das Vorstellungsgespräch geführt hatte, bis zu den Ohrläppchen in Laura-Ashley-Klamotten gesteckt hatte und in keiner Weise der Erscheinung ähnelte, die jetzt vor ihm saß. Er schaute mich ziemlich lange ziemlich starr an, öffnete und schloss den Mund und dann fiel bei ihm der Groschen.

»Ach ja, Sie sind – äh ... Sie müssen Polly sein, stimmt's?«

Ganz genau so hatte ich es mir vorgestellt: kein Gedächtnis, beschäftigte sich mit höheren, kreativen Dingen. Im nächsten Augenblick würde ich das vergessene Drehbuch aus meiner Tasche ziehen.

»Richtig.« Ich lächelte ihn an und half ihm aus der unangenehmen Situation, als wäre er ein kleines Kind. Ich beugte mich vor und sprach sehr langsam. »Sie haben vergangene Woche ein Vorstellungsgespräch mit mir geführt, erinnern Sie sich?« Ich lächelte ihm ermutigend zu und nickte.

»Ja, ja, natürlich. Vergangene Woche sahen Sie nur – äh – ganz anders aus ..., irgendwie geschäftsmäßiger.« Nick hustete und rückte seine extrem geschäftsmäßig aussehende marineblaue Krawatte zurecht und ich ahnte plötzlich, dass er nicht übermäßig ausgeflippt war.

Ich habe ein feines Gespür, wenn es um Atmosphäre geht, und ich

spürte, dass sie alles andere als gut war. Es dämmerte mir, dass ich einen Riesenfehler gemacht hatte. So unauffällig wie möglich nahm ich den Kaugummi aus dem Mund und zog den Lederrock so weit runter, wie es eben ging, damit er nicht mehr ganz so wie ein breiter Gürtel aussah.

Nick rutschte unangenehm berührt in seinem Sessel hin und her.

»Ich glaube, es ist am besten, wenn ich Ihnen gleich am Anfang deutlich sage, dass bei uns viele wichtige Kunden ein und aus gehen. Obwohl manche recht aufgeschlossen sind, sind sie vielleicht doch nicht an eine solch – äh – ungewöhnliche Bürokleidung gewöhnt. Ich will ja nicht altmodisch sein, aber ich möchte Sie bitten, in Zukunft etwas – äh – unauffälliger gekleidet zur Arbeit zu erscheinen.«

»Das ist okay, absolut okay«, sagte ich schnell. »Ich kann Ihnen das auch erklären. Ich weiß genau, was Sie meinen, aber Sie müssen wissen, ich habe heute bei meiner Schwester übernachtet und musste mir Klamotten von ihr ausleihen. Sie ist erst sechzehn und rebellierte zurzeit gegen alles und jeden. Daher dieser – na ja, dieser avantgardistische Aufzug. Das ist sonst gar nicht mein Stil.«

»Ach so.« Er war offenbar nicht völlig überzeugt.

»Ja«, fuhr ich fort, »meine Eltern machen sich solche Sorgen um sie: Sie glaubt, das Leben sei eine einzige Party. Sie wissen schon, Sex, Drogen, Rock 'n' Roll.«

»Drogen?«, fragte er alarmiert.

»Na ja, keine wirklich harten Drogen«, antwortete ich und lachte nervös. »Wissen Sie, nur solche zum – zum – Relaxen.« War das das richtige Wort? Nick zog die Augenbrauen bis zum Haaransatz hoch. Offenbar nicht.

»Nein, nicht zum Relaxen, das ist das falsche Wort, sie nimmt einfach Aspirin oder ein bis zwei Paracetamol«, sagte ich und nickte bedeutsam, »also nichts, das wirklich gefährlich werden könnte.«

»Oh.« Gott sei Dank kamen seine Augenbrauen wieder herunter und er sah nicht mehr alarmiert, sondern nur noch überrascht aus.

Ich wollte unbedingt das Thema wechseln und von meiner fiktiven Junkie-Schwester wegkommen. »Und machen Sie sich keine Sorgen, morgen erscheine ich wieder in meinen eigenen Sachen.«

»Das ist gut, also morgen können wir Sie in etwas – äh – gemäßigter

Form erwarten?«

»In Tweed und Schnürschuhen«, meinte ich grinsend. Und ich glaube, mich zu erinnern, dass auch er lächelte, und das war das einzige Mal bisher.

Es war nicht so, dass ich Nick nicht mochte, es war nur so verdammt schwierig, ihn kennenzulernen. Er war immer so unglaublich beschäftigt, und wenn ich es schaffte, mal mit ihm zu sprechen, war er immer kurz angebunden und manchmal direkt verletzend. Statt »Danke« zu sagen, nickte er nur und seine Anordnungen bellte er durchs Büro.

Montagsmorgens klangen seine ersten Worte ungefähr so: »In einer halben Stunde habe ich eine Besprechung, ich möchte Tee, Kaffee und den Terminkalender«, und nicht: »Guten Morgen, Polly, wie war Ihr Wochenende? Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, könnten Sie mir vielleicht Kaffee machen und mir dann vielleicht einen kleinen Terminplan tippen, wenn es Ihnen nicht zu viele Umstände macht.« Dann hätte ich ihn süß angelächelt und alles erledigt. So aber raste ich in die Küche, knallte Tassen auf Untertassen und zerbrach natürlich alle naselang etwas.

Er war noch ziemlich jung für seine Position – ungefähr dreiunddreißig oder vierunddreißig – und ich musste zugeben, dass er ziemlich gut aussah, wenn man auf Männer wie ihn abfährt. Natürlich tat ich das nicht. Er war groß und schlank, hatte breite Schultern, sehr dunkles Haar und dunkle, buschige Brauen. Seine Augen waren dunkelbraun und tief liegend. Er hatte ein markantes, sympathisches Gesicht und eine Adlernase, die gut dazupasste. Leider verdarb er die Wirkung, weil er immer und ewig müde und gehetzt aussah, was er vermutlich auch war, denn er war der Einzige in der Agentur, der wirklich arbeitete.

Was die konspiratorischen Mittagessen in kleinen schummrigen Restaurants anging – das Einzige, was ich ihn jemals essen sah, war ein hastig runtergewürgtes Sandwich zwischen zwei Besprechungen. Ganz bestimmt war er rasend intelligent, das sagte jedenfalls Pippa, deren Bruder mit ihm in Cambridge studiert hatte – deshalb verachtete er uns natürlich, denn wir kamen einer wie der andere mit einer einzigen

grauen Zelle aus.

Als ich eben gelangweilt gähnte, kam Nick mit einem Gesicht wie Stahlbeton herein. Sein alter Tweedmantel flog hinter ihm her, als er wie Batman mit wütend zusammengezogenen Brauen an mir vorbeirauschte.

»Gute Präsentation?«, fragte ich, faltete die Zeitung zusammen und versuchte intelligent auszusehen.

»Der verdammte Kunde hat mich versetzt«, bellte er und schlug die Tür seines Büros hinter sich zu.

»Oje«, sagte ich lahm.

»Schönen Tag noch«, sagte Pippa und zog eine Grimasse.

Ich wollte gerade meinen Notizblock nehmen und zu ihm reingehen, als sich die Tür wieder öffnete und er den Kopf herausstreckte.

»Übrigens, unten ist ein Mann, der Sie sprechen möchte, Polly.«

»Ein Mann?«, fragte ich überrascht. »Unten?«

Ich habe die Angewohnheit zu wiederholen, was andere Leute sagen, besonders dann, wenn ich verblüfft bin. Das machte Nick offenbar wahnsinnig. Er knirschte mit den Zähnen und schloss die Tür, ohne zu antworten.

Ein Mann! Wer um alles in der Welt konnte das sein? Niemand besuchte mich jemals im Büro. Plötzlich schlug mir das Herz bis zum Hals. Aber natürlich! Harry! Harry wollte mich sprechen. Er wusste, dass Pippa ihn gestern Abend gesehen hatte, und war hier, um mir alles zu erklären, sich zu entschuldigen und mich für heute Abend einzuladen. Das war's! Aber warum hatte er mich nicht angerufen? Warum war er den weiten Weg von seinem Bildschirm in der City bis hierhergekommen, nur um mich zu sehen? Liebe? Impulsivität? Selbst mir war klar, dass Harry nicht einmal die Bedeutung dieser beiden Worte kannte. Trotzdem sprang ich selig von meinem Stuhl auf und hatte einen Kuss für ihn bereit. Für alle Fälle.

»Wie ungewöhnlich, Pippa, ein Mann unten, der mich sprechen will! Wer in aller Welt könnte das sein?«, plapperte ich aufgeregt vor mich hin, während ich mir die Haare bürstete und in der Schublade nach dem Lippenstift kramte.

»Keine Ahnung, aber ich sage dir eins – es ist nicht der, den du erwartest«, antwortete sie bissig und beäugte misstrauisch meine

Verschönerungsversuche.

»Mein Gott, Pippa, du bist ein echter Stimmungskiller! Woher willst du das denn wissen?«

»Glaub es mir, ich weiß es ganz einfach.«

Ich seufzte. Warum konnte keine meiner Freundinnen meine Begeisterung für den Mann, den ich liebte, teilen? Egal. Pippa würde vielleicht staunen, wenn es doch Harry wäre! Ich klappte meinen Make-up-Spiegel zusammen und raste los.

Ich beugte mich über das Treppengeländer und schaute in die mit Marmor verkleidete Eingangshalle hinunter. Wer immer es war, er musste auf dem Sofa sitzen, das ich von hier aus nicht sehen konnte. Ich sah nur zwei lange, schlanke Beine in einer beigefarbenen Hose, an ihrem Ende ragten blaue Segeltuchschuhe heraus. Es waren nicht Harrys Beine, ganz bestimmt nicht. Er trug nämlich braune Segeltuchschuhe, keine blauen; aber komischerweise hatte ich das Gefühl, sie zu kennen. Ich verrenkte mir den Hals, konnte aber von der Gestalt nicht mehr sehen, ohne mich ernsthaft in Gefahr zu bringen.

Ich zuckte mit den Achseln. Na ja, dann war es eben nicht Harry, aber die Beine sahen auch nicht schlecht aus, deshalb sprang ich, wie ich hoffte, sehr leichtfüßig und grazil die Treppe hinunter und mein blondes Haar flog hinter mir her.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte ich mit meiner hoheitsvollsten und gleichzeitig wohlklingendsten Stimme.

In diesem Augenblick stellten sich die Schuhe parallel zueinander auf den Boden und die Beine streckten sich. Als er aufstand und sich umdrehte, um mich anzuschauen, wusste ich, warum mir die Schuhe bekannt vorgekommen waren. Ich hatte sie erst vor einer knappen halben Stunde gesehen, hatte ihnen gegenübergesessen. Ich hielt die Luft an und schlug die Hand vor den Mund. Großer Gott, es war der Rotschopf!

2. Kapitel

Ich rang nach Atem und hielt mich am Treppengeländer fest. Du meine Güte, er hatte mich verfolgt. Er hatte gesehen, dass ich ihm in der U-Bahn schöne Augen gemacht hatte, und das völlig missverstanden. Jetzt würde er sich gleich hier auf der kalten Marmortreppe auf mich werfen und ich hatte zu große Angst, um zu schreien. Ich schaute mich verzweifelt um. Wo war Maurice? Wo war Bob? Selbst ein liebester Hund war besser als das. Ich trug nicht einmal die Alarmsirene bei mir, die mir meine Mutter als Schutz gegen eine Vergewaltigung zu Weihnachten geschenkt hatte. Der Rotschopf kam auf mich zu. Ich stöhnte leise und stieg langsam rücklings die Treppe hinauf.

»Hallo«, sagte er.

»Was wollen Sie von mir?«, flüsterte ich mit einer kleinen, sehr wenig hoheitsvollen Stimme.

Er machte einen Riesenschritt in meine Richtung und legte seine große, sommersprossige Hand auf das Treppengeländer. Ich wimmerte vor Entsetzen und sprang noch eine Stufe höher. Er lächelte mich extrem unbedrohlich an und ich sah die Lachfältchen um seine blauen Augen herum.

»Hallo, es tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe, ich möchte nur mit Ihnen sprechen.«

Das beste Ivy-League-Amerikanisch. Ich kenne mich gut aus mit Akzenten, besonders mit amerikanischen. Ich war ein wenig erleichtert, aber ich wollte völlig sichergehen.

»Aber Sie sind mir gefolgt«, stieß ich hervor. »Von der Haltestelle bis hierher, ich habe Sie in der U-Bahn gesehen.«

»Sie haben ganz recht, ich bin Ihnen hinterhergegangen, aber« – er lachte freundlich – »aus einem völlig harmlosen Grund. Ich bin kein Verrückter, der Sie vergewaltigen will, ich will, was das angeht, wirklich gar nichts von Ihnen, da können Sie ganz beruhigt sein.«

»Oh!«

Er wies diesen Gedanken als etwas so völlig Absurdes von sich, dass ich fast schon beleidigt war. Ich richtete mich zu meiner vollen Höhe von einssechzig auf und nahm die zweite Position ein, die einem, wie mir

eine Balletteuse erklärt hatte, Haltung verleiht. Und in der Tat merkte ich, wie ich allmählich meine Fassung wiedererlangte.

»Also, was genau wollen Sie von mir? Leider habe ich nur wenig Zeit. Man hat mich aus einer Besprechung herausgeholt«, sagte ich von oben herab.

Ich musste zugeben, dass er nicht gerade gemeingefährlich aussah, und jetzt, da ich nicht mehr außer Atem war, konnte ich, wenn nötig, so laut um Hilfe rufen, dass die Wände wackelten.

»Ich brauche Ihre Hilfe«, sagte er. »Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen einfach so gefolgt bin, aber mir ist Ihr Schal aufgefallen.«

»Mein Schal?« Ich fasste mir an den Hals. Ich trug keinen Schal. Manchmal trug ich einen Seidenschal unter meiner Bluse, aber heute ganz eindeutig nicht. Er war verrückt. Ein verrückter Schal-Fetischist. Vielleicht wollte er mich erdrosseln. »Ich trage keinen Schal!«

»Ich meine Ihren Wollschal«, sagte er geduldig. »Sie haben ihn heute Morgen in der U-Bahn getragen.«

»Ach, den meinen Sie!«

»Ja, genau den.«

»Und was ist damit?« War dieser Typ eigentlich ganz dicht? Ihm gefiel mein alter College-Schal? Okay, es war ungefähr der einzige bleibende Wert, den ich vom St.-Gertrude-College mit auf den Weg bekommen hatte. Der Schal hatte leuchtend rote und grüne Streifen, aber selbst wenn, also wirklich. »Das ist mein alter College-Schal aus dem St.-Gertrude-College.«

»Ja, das weiß ich, ich hab ihn gleich erkannt und deshalb bin ich Ihnen ja gefolgt.« Plötzlich fasste er in seine Brusttasche, um seine Kanone rauszuziehen. Lieber Gott! Ich duckte mich und hielt gleichzeitig die Hände hoch. Es war aber nur seine Briefftasche.

»Hey, beruhigen Sie sich, ich will Ihnen nur etwas zeigen.«

Während ich mich am Treppengeländer wieder aufrichtete, hielt er mir ein ziemlich mitgenommenes Foto unter die Nase. Ich kam mir völlig idiotisch vor und nahm ihm das Foto ab. Darauf war eine Frau in meinem Alter zu sehen, vielleicht etwas jünger, mit welligem hellen Haar und einem netten Gesicht. Lieb, aber nicht umwerfend.

»Kennen Sie sie?« Er sah mich eindringlich an.

»Nein ... Ich glaube nicht.« Ich schüttelte den Kopf.

»Sie heißt Rachel Marsden, sie war an derselben Schule wie Sie«, sagte er mit Nachdruck.

»Wirklich? Am St.-Gertrude-College?« Ich betrachtete das Foto noch einmal. »Ich bin mir nicht sicher, leider. Wie alt ist sie?«

»Zwanzig.«

»Ach so, also ein bisschen jünger als ich. Wenn sie nicht in meinem Haus war, was ich vermute, dann kann ich sie nicht gekannt haben.«

»Ich bin ganz sicher, dass ihr Haus so ähnlich wie Finch oder Fich hieß ...«

»Finches. Nein, in diesem Fall war sie ganz bestimmt nicht in meinem Haus. Tut mir wirklich leid. Ich kann Ihnen nicht helfen, fürchte ich.« Ich reichte ihm das Foto zurück.

Er sah ganz geknickt aus. »Sind Sie absolut sicher?«

»Absolut.«

»Vielleicht erinnern Sie sich an Freundinnen von ihr?«

»Wer soll das gewesen sein?«

»Nun, das ist das Problem, sie war eine ziemliche Einzelgängerin. Es ist schwierig, überhaupt jemanden zu finden, der sie gekannt hat.«

Er steckte das Foto zurück in die Brieftasche und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Er sah wirklich ziemlich gut aus. Besonders wenn er das tat. Ich war fasziniert.

»Also – äh – Sie suchen das Mädchen, oder?«

Er seufzte. »Ja, genau.«

»Warum? Hat sie was auf dem Kerbholz?« Was war er denn, Sonderkommando MI 5?

Er lachte etwas gezwungen. »Nein, sie hat nichts auf dem Kerbholz. Sie ist meine ...« Er zögerte. »Meine Verlobte.«

»Ihre Verlobte!« Ich war platt. Diese graue Maus, die wahrscheinlich zwei oder drei Klassen unter mir gewesen war und an deren Gesicht ich mich nicht einmal erinnerte, hatte sich dieses tolle amerikanische Mannsbild geangelt, war abgehauen und jetzt setzte er Himmel und Erde in Bewegung, um sie zu finden? Und wie, in Gottes Namen, kann jemand Verlobtes verloren gehen? Wenn ich einen Verlobten hätte, würde ich ihn in meinem Schlafzimmer in einen kleinen Käfig stecken

und die Tür mit einem schweren Schloss sichern.

»Wenn jemand vermisst wird, meldet man das normalerweise der Polizei, oder?«

Er setzte sich auf die unterste Treppenstufe und schüttelte den Kopf. Er sah fix und fertig aus. Ich fand, dass er immer hübscher wurde. Ich setzte mich schnell neben ihn, schaute ihn mitleidig an, strich mir das Haar aus der Stirn, damit er mein Profil sehen konnte, und riss die Augen weit auf, damit sie größer wirkten.

»Sie wird ja nicht direkt vermisst«, sagte er. »Ihr Vater weiß, wo sie ist, aber er sagt es mir nicht.« Er lächelte traurig und klopfte mit der Spitze seiner Segeltuchschuhe auf den Marmorboden. »Er ist mit unserer Verlobung nicht einverstanden.«

»Also, so was! Sie sehen nicht gerade wie ein Taugenichts aus.«

Er lachte. »Das bin ich auch nicht. Aber er ... Nun, ich will mal so sagen, unsere Ansichten sind zu verschieden.«

Ich sah ihn ein bisschen argwöhnisch an. Vielleicht hatte er doch etwas Furchtbares getan. War mit dem Familiensilber abgehauen, hatte das Hausmädchen verführt, hatte Annäherungsversuche beim Hund unternommen – es hätte schon etwas in dieser Richtung sein müssen, damit meine Eltern mit meinem Auserwählten nicht einverstanden gewesen wären. Meine Mutter hatte tatsächlich schon Männer auf der Straße angesprochen, um mein Single-Dasein zu beenden und sich in ihren Brautmutterstaat werfen zu können.

»Warum um alles in der Welt kann er Sie nicht leiden?«, fragte ich neugierig.

Er zögerte und ich dachte, dass er gleich damit herausrücken würde, aber er überlegte es sich offenbar anders.

»Ach, das ist eine lange Geschichte.«

Ich nickte und stand auf. »Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen konnte, aber ich erinnere mich wirklich nicht an sie. Wie heißt sie noch? Rachel Soundso.«

Er stand ebenfalls auf und streckte die Hand aus. Ich schüttelte sie. Was für charmante Manieren.

»Ist schon okay«, sagte er. »Trotzdem vielen Dank. Das war sehr nett von Ihnen.«

»Aber überhaupt nicht.« Fast hätte ich gesagt: Kommen Sie doch wieder.

»Auf Wiedersehen und vielen Dank.« Er ging auf die Eingangstür zu. Dort wandte er sich plötzlich um und sah mich eindringlich an. Er schien wirklich verzweifelt zu sein.

»Hören Sie, wenn Sie jemanden aus der Schule treffen, der sich an sie erinnert oder sie vor Kurzem gesehen hat, würden Sie mir bitte Bescheid geben? Ich wäre Ihnen wirklich sehr dankbar. Wissen Sie, im Augenblick tappe ich völlig im Dunkeln und bin, um ehrlich zu sein, mit meiner Weisheit am Ende. Ich hab keine Ahnung, was ihr passiert sein könnte. Vielleicht könnten Sie ein paar Leute anrufen? Ich meine, alte Schulfreundinnen? Ich möchte Ihnen nicht auf die Nerven gehen, aber – ich weiß einfach nicht, was ich machen soll. Ich bleibe bis Ende der Woche im Savoy, dort können Sie mich erreichen, wenn Sie etwas erfahren sollten. Ich heiße übrigens Adam Buchanan. Soll ich Ihnen meinen Namen aufschreiben?«

»Nein, das ist nicht nötig.« Adam Buchanan. Ich dachte, dass ich mir diesen Namen merken würde. Und im Savoy-Hotel wohnte er? Ich lächelte. »Ich verspreche, dass ich Sie anrufe, wenn ich etwas höre.«

»Vielen Dank. Es würde mir so viel bedeuten. Also dann, Auf Wiedersehen. Ich freue mich, dass ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe.«

»Äh – ich auch«, sagte ich und lächelte. »Wiedersehen.«

Diesmal ging er wirklich und schloss leise die Haustür hinter sich. Also, so was! Ich blieb einen Augenblick auf der Treppe stehen und versuchte das alles zu verdauen. Dann ging ich langsam wieder nach oben.

Der arme Kerl! Wie furchtbar. Und was für ein grässlicher Mensch musste der Vater von Rachel Soundso sein, wenn er den netten Adam nicht leiden konnte. Er suchte ganz London nach seiner Verlobten ab; er musste ja völlig verrückt nach ihr sein. Harry würde nicht mal unter das Bett schauen, wenn ich plötzlich verschwunden wäre.

»Und?«, fragte Pippa neugierig, als ich, nachdenklich auf meinem Daumnagel herumkauend, in unser Büro zurückkam. »War er's?«

»Wer?«